

# Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum  
Rheingauer Bürgerfreund.

Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Eltville.

1916. \* Nr. 44.

## Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rikel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**H**err Gise mochte wohl in den Mienen seines Widersachers, des Ritters Heinz von Ebersburg, etwas wie Unglauben lesen, denn immer noch gereizt von dem vorherigen Wortwechsel stieß er ärgerlich hervor:

"Glaubst du mir etwa nicht, daß alles so geschehen?"

Mit spöttischem Lächeln erwiderte ihm der Gefragte: "Ich glaube dir recht gerne, daß du einen Bären gebunden hast! Doch wollen wir darob nicht weiter streiten und, anstatt Jagdgeschichten zu erzählen, jetzt zu Rate geben, wo wir uns zuerst dem Kriegsvoll Zuflus stellen. Ich denke, daß wir sie ins Gebirge laden!"

"Ach, so laß doch jetzt das Plänemachen, Heinz! rief einer der Ritter, Herr Eberhard von Spala, über den Tisch herüber.

"Kommt Zeit, kommt Rat! — Jetzt laßt uns fröhlich sein beim Weine — wer weiß, wie lange wir's noch können! Den fremden Gauler ruße uns herein, der Einfehr heute auf der Burg gehalten, daß er mit seinen Künsten uns ergöbe! Als ich zum Tore eintritt, hört' ich ihn ein Liedlein in der Knappenstube singen. Der Schelm singt fürwahr gleich einer Nachtigall!"

"Der Gauler soll herbei, jawohl!" riefen jetzt mehrere Stimmen durcheinander. „Zum Kriegsrat haben wir ja noch lange Zeit!"

Zohrend stimmte die ganze Versammlung ein.

"Wenn ihr es denn nicht anders haben wollt — in Gottes Namen denn!" sagte Herr Albrecht von Ebersburg und gebot dem in der Nähe stehenden Burgvogt, den Fremden in den Palas zu holen.

Der Vogt entfernte sich und lehrte gleich darauf mit einem schwarzaarigen Gesellen zurück, dessen buntfarbige Kleidung und ganzes Außere darauf hindeutete, daß er zu jenem fahrenden Volk gehörte, das, aus dem Morgenlande stammend, die Lande unweit durchzog und mit Gesang, Spiel, Wahrsagerei und allerlei Gauleskünsten seinen Unterhalt erworb.

Der Eingetretene war ein schlanker Bursche mit gebräuntem Gesicht und langwollenden schwarzen Haaren, die in seltsamem Gegensatz zu seinen tiefblauen Augen standen. Über der Schulter trug er an einem grellroten Band eine Handharfe, sowie an einem Mienem eine große Ledertasche, die wohl das Handwerkzeug für seine Gauleskünste enthielt.

Neugierig betrachteten die Ritter den Fahrenden, der sich mit über der Brust getrenzten Armen ehrerbietig verneigte und die Versammelten in den eigentümlichen Rechlausen seiner Rasse mit den Worten begrüßte:

"Heil euch, ihr edlen, tapferen Ritter — möge euer Tag ein gesegneter sein! Mir schwillt das Herz vor Stolz, daß es mir vergönnet ist, vor solchem Kreis von Helden meine Kunst zu zeigen! In Demut harre ich eurer Gebote!"

"Laß hören, mit welchen Künsten du uns ergözen willst, Geselle!" sagte Herr Albrecht von Ebersburg.

"Mir ist die Gabe des Gesangs verliehen, o edler Herr, so daß ich es vermag, mit Lied und Leich die Stunden zu verkürzen. Von hohen Meistern meines Volkes ward ich geheime Kunst gelehrt, so daß der Zukunft Schleier deutlich ich durchdrucken kann, und das Schicksal jedem Sterblichen zu künden, wie in den Sternen es geschrieben steht."

"Dann bist du ja ein Teufelskerl, bei Gott!" rief Heinz von Ebersburg. "Doch wer verbürgt uns die Wahrheit dessen, was du vorsehst?"

„Mit einem durchdringenden Blick sah der Gefragte den Sprecher an und erwiderte langsam:

"Ihr seid mir fremd, o edler Herr, doch wenn ich den allwissenden Geist befrage, der dienstbar mich umschwebt, dann kündet er mir Eure Vergangenheit und Zukunft. Fragt mich nach der Vergangenheit — ich vermag sie gleich der Zukunft zu enthüllen!"

"Vorausend! So sag mir an, wann ich das Licht der Welt erblicke — verkünde mir, was ich in meinen jungen Jahren trieb. Vermagst du das, willst du mich glauben, daß du auch meine Zukunft deuten kannst?"

Der Gauler legte einige Augenblicke lang die Rechte auf



Die Teufelskanzel bei Quirnstein. (Mit Text.)

die Sterne, beschrieb sodann mit dem Zeigefinger einen Kreis in der Luft und nahm, starr auf den Frager blickend, mit vor- geneigtem Oberkörper die Stellung eines Lauschenden an. So dann sagte er mit hohler, eintöniger Stimme:

„Im Jahre des Heils 1246 wurden Ihr geboren, o edler Herr; Frau Iringard hieß Eure edle Mutter. Ein ledter Bube seid Ihr siets gewesen, habt Euch im Wald und auf der Heide gern getummelt. Kein Röß war Euch zu wild, kein Baum zu hoch — Ihr mutget sie besiegen. Doch sech' ich Euch auch neben dem schwärzlichen Gefährten im trauten Winkel, alten Mären lauschend, sitzen. Und jetzt — es trübt sich Euer Bild — ein zehrend Feuer loht aus Euren Augen und nach verbotnen Früchten trachtet Ihr! Der Freundschaft Bande reißen jäh — ich sehe Schwester blitzen — —“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Heinrich von Ebersburg den Worten des Gaullers geslauscht; jetzt unterbrach er ihn heftig:

„Genug davon, halt ein, halt ein — mehr begehrte ich von der Vergangenheit nicht zu wissen! Jetzt künde mir die Zukunft!“

Die Zukunft ist so dumf wie die Nacht, o edler Herr. Ihr Wesen lädt sich erst ergründen, wenn der Strahlenshimmer des Sonnengottes Ormuzd von dem Firmamente schwindet, — wenn Ahriman sein Herrscheramt beginnt. Wenn Helate, die Schreckliche, auf ihrer Bahn durch Sternenmeere wandelt, dann ist die Zeit zur Weissagung gekommen!“

„Straf mich Gott — der Schelm schwatzt Zeug, daß einem Christenmenschen grauen kann!“ rief Herr Gise von Steinau. „Und macht dabei ein Jammergesicht, als hätte ihm Freimund Klapperbein beim Kragen. Gebt ihm einen Becher Wein zu trinken, lasst ihn singen! Wenn seine bösen Geister, der Baldrian und die Helate, oder wie sie heißen — der Teufel behalte die verrückten Namen —, wenn die angejährt kommen, dann mag er Weissagen, soviel Ihr wollt!“

Von Gelächter begleiterter Beifall der Ritter ließ erkennen, daß alle mit Herrn Gise von Steinau einverstanden waren.

Der Fahrende warf einen fragenden Blick auf die Herren der Burg, und als der älteste Bruder, Herr Albrecht, ihm zustimmend winkte, löste er die Harfe von der Schulter und ließ die Saiten erslingen. Dann begann er eine schwermütige Weise zu spielen und fiel mit glodenheller Stimme ein:

„Ich hab' ein Aug' erschauet,  
Ein Auge mit lieblichem Strahl,  
Der drang mir tief in das Herz,  
Zu wonnesam seliger Qual.  
Ich hab' ein Aug' erschauet,  
So düster, glühend und wild —  
Da war entschwunden das Sehnen  
Nach jenem Engelsgebild.  
Von schwelgenden Rosenlippen  
Hab' ich, von der Falschen betört,  
Verauschiedenes Gift getrunken,  
Das würdig das Herz mir verzehrt.  
Nun ist mir's im Herzen so öde,  
Erschlosen die flammende Glut,  
Verwirkt durch die eigene Fehle  
Der Frieden, das kostlichste Gut.  
Und könnt' ich Vergebung noch finden,  
Die Blume so lieblich und rein —  
Ein einsames Grab liegt im Walde —  
Vorüber — es sollte nicht sein!“

Mit einem flagenden Allord schloß der Sang, der vor einem weniger rohen Zuhörerkreis wohl Beifall gefunden hätte, hier aber nur Enttäuschung hervorrief, die sich auf allen Gesichtern malte. Nur die im Hintergrunde der Halle stehende junge Frau, die, wohl gelockt von den Saitenlängen, während des Liedes eingetreten war, schien ergriffen zu sein, denn beifällig nickte sie mit dem blonden Haupfe, doch gab sie ihren Empfindungen nicht mit Worten Ausdruck, sondern ließ sich geräuschlos auf der an der Wand umlaufenden Polsterbank nieder, als hege sie die Absicht, den weiteren Darbietungen des Sängers zu lauschen.

Herr Gise von Steinau aber rief gröhrend:

„Scher dich zum Hinter mit solch traurigem Geplärr! Ist das ein Sang für wache Reitersleute? Wir wollen fröhlich sein, doch nicht bei vollem Becher Trübsal blasen! Sing uns ein Schlemenlied, ein Liedlein, über das man weidlich lachen kann!“

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der Gescholtene gegen den Sprecher und sagte untertänig:

„Wie Ihr gebietet, edler Herr! So höret denn den Sang vom Ritter Dietrich und seiner bösen Sieben.“

Und der Harfe ein lebhaftes Vorspiel entlockend, begann er:

„Herr Dietrich war im ganzen Land  
Als tapfrer Rede wohl bekannt;  
Vor seinem guten Schwerte  
Sanf jeder Feind zur Erde.  
Richtig auf dem weiten Erbenrund  
Ahn gittern ließ und schreden funkt;  
Nur eine wucht' zu zwingen,  
Den held in allen Dingen.  
Dass war sein Weib, die Edeltraut,  
Mit ihrer Zunge scharf und laut;  
Wenn die begann zu schmälen,  
Wußt' er die Flucht erwählen.  
Doch trieb sie es ihm gar zu toll,  
Dann trauf er sich des Weines voll,  
Und hatte für den Drachen  
Nur Spott und Hohn und Lachen.  
Da ließ zu einer guten Freist  
Frau Edeltraut mit Frauenschiff  
Den Schlüssel zu den Gründen  
Des Weingeschlöss verschwinden.  
Und gab dem durst'igen Helden zum Graus  
Den Schlüssel nimmermehr heraus;  
So daß der arme Gatte  
Zum Trunk nur Wasser hatte.“

Selbst als sie zu der Tante ritt,  
Rahm sie den Kellerriegel mit;  
Doch diese Weibertüde,  
Sie ward dem Helden zum Glücke.  
Denn Ritter Kurt, der grimmste Feind  
Herr Dietrichs, hatt' es böß gemeint,  
Als er den Weg zur Tante  
Der Edeltraut verrannte.

Gefangen schleppt er sie samt Röß  
Hoch auf sein steiles Felsenloch,  
Und rief vor Freuden eitel:  
„Jetzt, Dietrich, zieh den Beutel!“

Rahm mit Gewalt zur selben Stund  
Frau Edeltraut den Schlüsselbund,  
Läßt ihm zu Dietrichs Händen  
Durch einen Knappen senden.

Doch mach' ich eines zum Beding:  
Weil glücklich er mein Haustkreuz sing  
— Sag es getreu dem Alten —  
Soll er es auch behalten.“

Brüllender Beifall und jubelndes Gelächter lohnten den Sänger, als dieser geendet, und Herr Gise von Steinau rief:

„Das ist ein ander Korn — das lob ich mir! O gäb' es doch recht viele so wache Ritter wie jenen Kurt!“

Auf daß sie dich von deines Hauses Drachen erlösten — nicht wahr, Gise?“ fiel einer der Anwesenden lachend ein.

Herr Gise, anstatt von diesem bösen Scherz gefräst zu sein, nickte nur schwerfällig mit dem Haupfe und langte nach seinem gefüllten Becher, indes die anderen den Sänger aufforderten, nunmehr auch seine sonstigen Künste zu zeigen.

Sich tief verneigend öffnete der Fahrende die Ledertasche und entnahm derselben die verschiedenartigsten Gegenstände — Töpfe, Phiole, Dolche, Stricke, Kugeln und anderes —, die er auf einem von den Dienern herbeigeholten Tische ausbreitete. Dann begann er in raschem Wechsel seine Gaullerkünste, zog sich bunte Bänder aus dem Munde und aus den Ohren hervor, stieß sich anscheinend einen blitzenden Dolch in die Brust und zog unzähllich einen Feuerbrand aus einem Töpfchen, um ihn zu verschlingen. Er verfehlte nicht, mit diesen und anderen Kunststücken die Anwesenden in Erstaunen zu versetzen und erntete auch brausenden Beifall, doch war man wohl auf seltsamere Dinge gesetzt gewesen, denn hier und da flüsterte einer der Zuschauer dem anderen zu, daß derartige Kunstschnüre von vielen Fahrenden geübt würden. Das tat aber der allgemeinen Aufmerksamkeit an dem selten gebotenen Schauspiel keinen Abbruch, und mit atemloser Spannung folgte man den Darbietungen des Gaullers, bis die Dämmerung hereinbrach und einer der Ebersburger den Dienern befahl, die Kerzen an dem eisernen Kronleuchter zu entzünden. Dagegen erhob jedoch der Zauberküstler ehrerbietig Einwürch, indem er erklärte:

„Kur unter den Schleiern des Dunkels vermag ich meine größten Künste zu zeigen, o edle Herren, dem die mir gehoramen Geister scheuen die Helle. Mit meinen Zauberflammen ruf ich sie herbei, mit Flammen, die aus reinem Wasser, dem feuerfeindlichen Elemente, lodern. Erst wenn das Wasser flammt, dann schweben sie, zu jedem Dienste unteränig, um mein Haupt!“

Hiermit nahm der Sprecher eine metallene Schale und ein weitbauchiges Krüpplein, trat an das Fenster und goß eine wasserhelle Flüssigkeit in das Gefäß, wie die Zuschauer bei dem letzten Tageslicht sehen konnten. In den Hintergrund der Halle zurücktretend, wo bereits Dunkel herrschte, stellte der Gauller sodann die Schale auf einen Dreifuß und umschritt diesen mit langsamem Schritte neunmal, dabei unverständliche Lante hervorstoßend und mit einem Stabe weite Kreise in der Luft beschreibend. Nach dem neunten Umgang trat er vor das nach der Überzeugung der Zuschauer mit Wasser gefüllte Gefäß, das durch seine Gestalt vollständig verborgen ward, und rief mit hohler Stimme:

„Kommt an, kommt an aus Tieien der Erde,  
Aus lustigen Höhen ihr mächtigen Geister,  
Seid untertan zu diejex Stund' den zaubrischen Kräften,  
Gehoriam dem Meister!“

Als der Beschwörer von dem Dreifuß hinwegtrat, sah man aus der Schale blaue Flammen emporzüngeln, die einen zitternden Schein auf die weiße Wand des Hintergrundes warfen, während seltsame Töne, bald Rassel und Klirren, Quieten und Winzeln, bald leise Glödeneschläge erslangen. Wieder beschrieb der Gauller mit dem Stabe einen Kreis in der Luft; die Töne verstummen, und eine Stimme wie aus weiter Ferne rief:

„Die Geister sind gewillt, dem Zauberstäbe zu gehorchen!“

Atemlose Stille herrschte in dem Raum, und geheimes Grauen überfiel die Zuschauer, als sie gewahrten, wie der Gauller einen dummen, an einem langen Stabe befestigten Gegenstand ergriff und denselben vor den Dreifuß stellte. Die blaue

und materiell  
daß dieser schl  
ten Liebe die

**H**eutzutag  
machen  
in möglichster  
kreis zu schild  
„Siebenen G  
sich für ihre  
Man ergä  
König von G  
beschwert hat  
die Herren ni  
men sie dur  
herein.“

Tatsache i  
porter seinen  
äußerste ansi  
allein, um die  
Erlangung ih  
erhalten, son  
Ort und Ste

Während  
krieges wurd  
Schliche und  
um die Wa  
zensur zu fä  
des Feldzug  
Zeitungen m  
die willkomm  
Friedenschlü  
im Volle w  
den, und stür  
mit Schmied  
der Beendig

Der sehr  
hatte die Eh  
richt melden  
die aufmerks  
die Form e  
an dem Fried  
er seiner Ze  
Waren die S  
mäzen ausg

Zu ähnli  
um seine Ro  
Die Friedens  
Johannesbu  
es streng ve  
doch, mochte  
Umländer i

Der schla  
einen auf P  
beschaffen.  
zum Frieden  
weichen Tag  
tagt, so soll  
drohte ein V  
einem roten

Auf die  
Kriege ohne

Mr. Ber  
Daily Tele  
schlusses nu  
In der Red  
Kopfzerbre  
Evangelium  
den lasse ic  
der Inhalt  
gramm ließ  
denn es la

Als vor  
suchten, wa  
vieren“. S  
erklärt, daß  
findiger Me  
der Genera  
London bes  
begab sich s

Sie hatte  
ihres Kleid  
geren Hals  
i war blind.  
Augen kam  
ndern stützte  
ng.  
mmen sind,  
er Bauerin  
t voll einen  
  
enthusiastische  
t nicht nach,  
roßes Bild,  
cht zufrieden  
ter", sagt er.  
dann wäre  
ür bezahlen.  
Sohnes dort  
ehr schwer?"  
er Stimme;  
it denen er  
ah es einem  
alte Frau  
Er wünscht  
er Welt gibt,  
spielen kann,  
erne spielen  
r manchmal  
e Mann wie  
für ihn sein,  
daß Sie es  
or ihm her-  
ihm fränken  
t so viel von  
raurig wäre,  
  
Belt, daß er  
ing ein.  
nicht ein",  
es, aber sie  
nen gelitten  
war, als ich  
Nacht auf-  
suchte, dann  
dort unter  
  
Fluß unten  
Junge nach,  
o immer der  
s zusammen  
s, als wolle  
nd alles für  
Sie, ich bin  
ieht er alles  
  
ante Ihnen,  
i erst werde  
nun möchte  
d und eines  
  
er werden,  
  
Dreihundert  
ist machen."  
i Bild von  
In diesem  
t Markt für  
ren als die  
  
timme ihres  
g den Kopf.  
en Stifzen,  
beste Arbeit  
it und nicht  
ohne geistige

Flamme in dem Gefäß erlosch, leise Saitensänge zitterten durch die Luft, und aus dem Dunkel flangen die Worte:

"Von zu des Mondes nächstem Wechsel sind dem Sterblichen drei Fragen an die Zukunft gewährt. Die Geister harren der Fragen!"

"So mögen uns die Geister unser aller Schicksal finden!" rief da Herr Gise von Steinau, der als der einzige der Versammlung in seiner Halbtrunkenheit nicht dem belemmenden Einbruch der seltsamen Vorbereitungen unterlegen war.

"Es sei!" antwortete die Stimme von vorhin, während gleichzeitig ein kreisförmiger Lichtschein auf die Hinterwand des Palas fiel, in welchem zum allgemeinen Entsehn ein Totengerippe sichtbar ward, das die Hölle über einem Gottesacker schwang. Dumpfe Saitentöne begleiteten das unheimliche Bild, und die Geisterstimme rief:

"Wie allen Sterblichen hiedien,  
So ist das Schicksal, euch beschieden."

"Dazu brauch' ich dich nicht, du Schelm — das kann ich selbst mir prophezeien!" rief Herr Gise von Steinau ärgerlich, während die anderen ängstlich flüsternd die Köpfe zusammenstießen. Da verbloßte das Bild, und eine grellgrüne Lichtflut erhellt den Hintergrund des Saales, in dessen Mitte der Zauberer mit erhobenem Stabe stand.

"Ihr habt, o edler Herr, die Frage noch euer aller Zukunft an die Geisterwelt gestellt — sie konnte keine andere Antwort geben. Zwei Fragen sind noch frei!"

Da richtete sich Albrecht von Ebersburg empor und rief Herrn Gise ärgerlich zu: "Kannst du denn deine Junge niemals zügeln, du alter Weinschlund? Um eine Frage hast du uns betrogen; jetzt rat' ich dir in gutem: bleibe stumm! Das Recht zu fragen steht zuerst mir zu!" Und sich zu dem Fahrendenwendend, fuhr er fort: "Was sollen wir, die Ebersburger, hinsichtlich beginnen, um mächtig, angefehlt und reich zu werden? Vermögen deine Geister dies zu finden?"

Die Gestalt des Gaullers verschwand wieder in tiefem Dunkel, die ferne Stimme rief: "Es sei!" und wieder flammerte der freirunde Lichtschein auf der Hinterwand. In verschwommenen Umrissen zeigte sich darin das Bild eines ehrwürdigen Greises mit langwollendem weißen Bart in ritterlicher Tracht, bei dessen Anblick Hermann von Ebersburg, der mittlere der drei Brüder, unwillkürlich die Worte aussprach: "Herr Albrecht, unser Vater!" — Mahnend hatte die Gestalt die Rechte erhoben, und dumpf llang es von der Wölbung des Saales herab:

"Wenn ihr mit edlem Sinn nach Gute trachtet,  
Die Jugend übt und niedres Tun verachtet —  
Dann wird das höchste Glück auf Erden  
In Zukunft euch beschieden werden!"

Die Gestalt verschwand, und in dem Lichtkreis erblickte man eine blühende Landschaft, in deren Mitte sich eine stolze, wimpelgeschmückte Feste — unverkennbar die Ebersburg — erhob. An den Ufern des Flusses, auf dem mehrere Fischer ihrem Berufe mit ihren Netzen nachgingen, weidete eine Herde Schafe, und auf dem nach der Burg führenden Wege war ein Zug festlich geschmückter Landleute zu erkennen, mit einem Brautpaar an der Spitze, das wohl nach der Burg kam, um die Glückwünsche der Lehensherren einzuhören. Beglückender Frieden lag über dem ganzen Bilde, das offenbar einen tiefen Eindruck auf die rauen Kriegerleute, besonders auf die drei Ebersburger ausübte, denn wie gebannt ließen sie unverwandt die Blicke darauf ruhen, und fast schien es, als ob sich in den Mienen des Jüngsten etwas wie schmerzliche Wehmuth auspräge.

Azurblaue Dämpe flössen jetzt empor, unter welchen das friedliche Bild verschwand; von einer blauen Lichtflut umflossen, stand der Gauler wieder mit erhobenem Stabe vor dem Dreifuss.

"Noch eine Frage steht Euch zu," sagte er langsam in singendem Tone, "bevor das blaue Licht entschwindet, muß sie gestellt sein!"

Da drängte sich das junge Weib, das sich während den vorigen Vorgängen schweigend auf dem Platze an der Wand verhalten hatte, plötzlich vor und rief, die Hände bittend erhebend:

"So ratet mir, was ich beginnen soll, auf daß des Herzens Frieden mit wiederkehre!"

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich nach diesen Worten in dem Saale, und Herr Albrecht von Ebersburg rief grollend: "Was sieht Euch an, Frau Schwäherin, daß Ihr es wagt, hier, wo nur Männer reden dürfen, Eure Stimme zu erheben? Schert Euch in Eure Kemenate!"

Und sein Bruder Hermann fügte hinzu:

"Es ziemi sich nicht, Frau Schwäherin, für Euch, hier in der Männer Kreise zu erscheinen. Und dreißig ist es fürwahr von Euch, die Kunst des Zauberers mit lautem Wort zu fören."

Herrlich von Ebersburg aber hatte sich von seinem Siebe erhoben und war mit finsterner Miene an die Seite des jungen

Weibes getreten, das ruhig in der Mitte des Saales stehengeblieben war, ohne das Schelten ihrer beiden Schwäger zu beachten.

"Waltrudis, was beginnest du?" raunte er ihr in unheilsverkündendem Tone zu. "Zum Hohn und Spott machst du mich vor den Gästen! Hinweg — hier ist kein Platz für Weiber!"

Und mit festem Griff der Gattin Arm ergreifend, suchte er sie hinwegzuführen.

Waltrudis aber sträubte sich und stammelte flehend: "Erbarmen, Heinz! Läßt mich die Antwort auf meine Frage erst vernehmen — dann such' ich wieder meine Einsamkeit!"

Einen Augenblick schien der Ritter zu schwanken, ob er die Bitte gewähren sollte, da rief sein Bruder Hermann ärgerlich: "Ungültig ist die Frage deines Weibes — mir steht die dritte Frage zu!"

Da erlosch plötzlich das blaue Licht, und aus dem Dunkel erscholl die Stimme des Fahrenden:

"Die dritte Frage ward gestellt beim Schein der blauen Flamme. Auf sie nur hat die Welt der Geister Antwort — auf weitere Fragen nicht! Erst bei dem Licht des neuen Mondes kann —"

"So mögen deine Geister schweigen!" unterbrach Hermann von Ebersburg den Sprecher. "Hat uns das Weib genarri, so sollst du wenigstens ihr nicht zu Willen sein!"

"Es sei!" llang es als Antwort zurück, und wieder erhoben sich, wie zu Beginn der Beschwörung, die seltsamen verschiedenartigen Töne, während einige Augenblicke eine glutrote Helle den Raum erfüllte und wieder erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

### Der neue Doktor.

Eine lustige Geschichte von Paul Bläß. (Nachdruck verb.)

Feldberg, ein ruhiges, kleines Landstädtchen in der Mark, war eines Tages in regelrechtem Aufruhr. In das beschauliche Dasein der biederer Leutchen fiel plötzlich die Bombe einer Neuigkeit, die geeignet war, die Ruhe sämtlicher Einwohner zu stören: Ein neuer Arzt beabsichtigte, sich im Städtchen niederzulassen.

Seit Menschengedenken war etwas derartiges nicht vorkommen. Wozu auch so etwas? Alle Welt schlug die Hände zusammen. Ein Arzt war vollständig genug gewesen, und Gottlob gab es wenig Kranken im Ort. Wozu nun also noch einen zweiten? Man stritt sich herum, was daraus werden sollte, und manches böse Wort über den "neuen Doktor" wurde laut — noch dazu kam er aus Berlin, und man hatte ein geheimes Misstrauen gegen alles, was aus der Hauptstadt kam.

Plötzlich aber änderte sich die Situation. Irgend jemand hatte der Frau Postmeisterin im geheimen anvertraut, daß der neue Doktor ein bildschöner, unverheirateter Mann sei, daß er ein immenses Vermögen besäße, bei der Garde gedient habe und in dem Rufe stände, ein kleiner Schwerenöter zu sein.

Das stimmte die gute Frau Postmeisterin nachdenklich. Sie hatte eine heiratsfähige Tochter, und deshalb beschloß sie, von nun an für den neuen Arzt Stimmung zu machen. Es geschah auch, und zwar so nachdrücklich, daß bereits in wenigen Tagen alles von dem neuen Ankömmling sprach; — es gab eben noch mehrere heiratsfähige Töchter mit hoffnungsvollen Müttern in dem Städtchen; — ganz im geheimen aber flüsterten sich die guten Leutchen zu: "Haben Sie denn schon gehört? Er soll ja ein arger Schwerenöter sein!" Ein Kopfnicken dazu, ein Lächeln und Augenzwinkern, und dann trug man die interessante Neuigkeit weiter, bis jeder im Ort wußte, was für ein ausgemachter Ledermann und Schwerenöter der junge Arzt sein sollte.

Endlich war der heißersehnte Tag da, an dem der Neuling seinen Einzug hielt. Man stieß die Köpfe zusammen, sprach dies und das — der eine war enttäuscht, der andere begeistert, interessiert aber waren sie alle.

Doktor Fritz Schwallach war mit einem Schlag der Löwe des Tages. Als er dies wahrnahm, mußte er heimlich lächeln, er tat aber nichts dagegen, sondern spielte den harmlosen Menschen, der von alledem nichts sah und hörte. Er machte seine Besuche bei den Honoratioren und maßgebenden Leuten des Städtchens, wurde von allen Seiten mit offenen Armen empfangen und bekam so viel Einladungen, daß er gar nicht mehr zur Ausübung seiner zu erhoffenden Praxis hätte kommen können, wenn er alle diese Festlichkeiten hätte besuchen wollen.

Nur einer kam ihm ein wenig fühl entgegen: der alte Arzt.

"Nun, lieber Herr Kollege," sagte der alte Herr, "Sie finden ja allerorten offene Arme hier, da kann es Ihnen bei dem guten Ruf, der Ihnen vorangegangen ist, doch nicht fehlen. Sie werden wohl Ihr Glück hier machen."

Fritz verstand wohl die leise Ironie dieser Worte, aber er hüttete sich, näher darauf einzugehen und empfahl sich bald darauf.

Das Glück blieb dem neuen Doktor hold. Bereits in der ersten Woche bekam er drei Patienten und wurde Hausarzt bei



Maschinengewehr auf einem französischen Flugzeug.

Postmeisters. In der zweiten Woche stellten sich plötzlich bei der Frau Steuersekretär Atembeschwerden wieder ein, natürlich mußte der neue Doktor kommen, der denn auch bald Abhilfe schaffte, und nach sechs Wochen war jeder darüber einig, daß der neue Arzt neben seinem gediegenen Können und Wissen ein wirklich feiner Mann war, der niemals sich erlaubt hätte, derartige Grobheiten zu sagen, wie es der alte Arzt oft getan hatte.

Er war der Liebling des ganzen Städtchens geworden. Die Männer fanden ihn gesellschaftlich und am Stammtisch als einen Unterhalter ersten Ranges, dem der Ruf des kleinen Schwerenöters mit Recht vorangegangen war, und die Damen sahen in ihm nicht nur den sehr interessanten Mann, der so viel schon erlebt hatte, sondern auch den heiratsfähigen Mann, der alle guten Qualitäten eines Mustergatten hatte; denn bekanntlich werden diejenigen die besten Ehemänner, die ihre Jugend genossen haben — so kultivierten sie.

Der alte Arzt hatte sich zurückgezogen, er grüßte nicht, er lächelte nur, er kannte die Welt.

So verging ein halbes Jahr. Der „neue Doktor“, wie er überall genannt ward, konnte zufrieden sein.

Er hatte eine gute Praxis und war noch immer der interessanteste und begehrteste Mann in den Gesellschaften. Nur einschaffte ihm oft ein heimliches Unbehagen: daß man ihm immer

zuzugreifen, es boten sich ihm ja allerorten Gelegenheiten dazu, aber er wollte auch sicher gehen, und deshalb wählte er sehr sorglich. Nach langem Suchen und genauem Erwägen fiel seine Wahl auf Fräulein Frida Wedmann, der einzigen Tochter des reichen Amtmanns. Sie war ein hübsches und fluges Mädchen, hatte aber, obgleich sie schon fünfundzwanzig Jahre zählte, noch keinen Freier gehabt, und zwar deshalb nicht, weil sie in dem Ruf stand, zu herrisch und rechthaberisch zu sein. Auch der Doktor hatte dies wohl gehört, aber es hielt ihn nicht ab, trotzdem um das hübsche und reiche Mädchen anzuhalten, denn er traute sich die Kraft zu, dieses wilde Mädchen zu zähmen; auch vertraute er seinem guten Ruf, der ihn ja als einen Frauenbändiger bekannt gemacht hatte.

Er hielt also um das schöne Mädchen an und bekam das Jawort von Tochter und Vater. Zufrieden lächelnd erzählte er die Neuigkeit am Stammtisch.

Zuerst gab es natürlich im Städtchen eine allgemeine Enttäuschung, denn jede Mutter hatte auf ihn als Freier gerechnet, endlich aber fand man sich mit der Tatsache ab und tröstete



General Bojadew. (Mit Text.)

sich, da er doch nur eine heiraten konnte. — Nun war aber jedermann begierig, ob es dem neuen Doktor gelingen werde, sich das Recht im Hause zu wahren; obwohl man ihn für einen in jeder Beziehung erfahrenen Mann hielt, so zweifelte man doch an seiner Kraft und Zähigkeit, denn das Fräulein Braut galt eben als herrschsüchtig.

Aber auch hierin täuschte man sich wieder. Die Ehe war schließlich musterhaft. — Anfangs zwar hatte das Frauchen versucht, ihren Willen durchzusetzen, aber der Doktor hatte ihr dies gleich zu Anbeginn der jungen Ehe abgewöhnt, und zwar mit Liebe und Witz, bis sie einjahr, daß er ihr

wirklich überlegen war, und sich von der Zeit ab willenlos seinen Wünschen und Anordnungen fügte. Das trug natürlich dazu bei, das Ansehen und die Würde des Doktors in dem Städtchen noch zu mehren und ihm immer neue und gute Eigenschaften anzudichten, so daß sein Einkommen blühte und zunahm.

Eines Tages kam Besuch ins Haus des Arztes, und zwar



Das Geburtshaus des bulgarischen Heerführers General Bojadew in Ohrida.



General Petrow. (Mit Text.)

wieder zwang, etwas aus seinem „interessanten Vorleben“ zu erzählen; anfangs hatte ihn das ja riesig amüsiert, und er hatte den guten Leuten am Stammtische derartig tolle Geschichten erzählt, daß man ihn nahezu mit Ehrfurcht ansah; als man aber immer mehr von ihm verlangte und er, um seinem nun einmal bestehenden Ruf nicht zu schaden, immer neue Abenteuer erfunden mußte, da wurde ihm die Sache schließlich zu fade und er beschloß, die Situation zu ändern — er dachte an eine Heirat.

Schwer fallen konnte ihm das doch gewiß nicht, er brauchte ja nur



Der Hafen von Piräus, wo selbst Entente truppen gelandet waren.

ganz plötzlich, Doktor, ein der nach einig allein war, sp

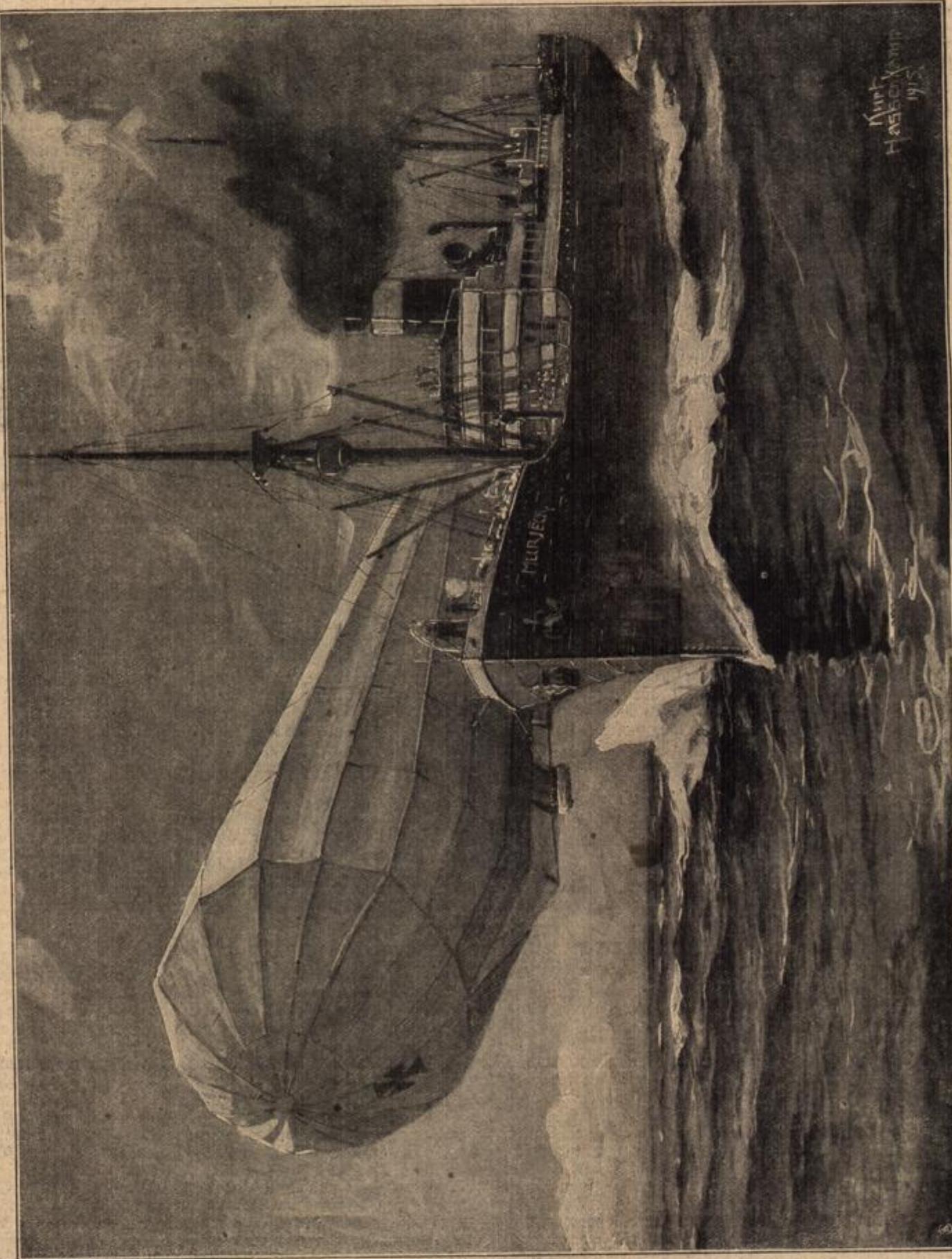
Frau, wie ein flotter Mann? Ja

ganz plötzlich, unangemeldet. — Es war ein Jugendfreund des Doktors, ein lustiger, fescher Mann in den besten Jahren. Als der nach einigen Stunden seiner Ankunft mit der jungen Frau allein war, sprach er zu ihr: „Nun sagen Sie mir nur, gnädige

geworden als das Gegenteil; als er hier anlief, ging ihm ja bereits der Ruf eines argen Schwerenöters voraus.“

„Jetzt lachte der Freund laut auf. „Fritz ein arger Schwerenöter! Das ist einfach goitvoll! Nie ist er das gewesen, gnädige

Unhalten eines neutralen Zanipiero durch einen deutschen Quittreger. Von R. Hoffmann.



Frau, wie haben Sie es angestellt, daß aus unserem Fritz so ein flotter Kerl geworden ist?“

Ganz erschauert fragte Frau Frida: „Sie sprechen von meinem Mann? Ja, der war doch nie anders! Der ist hier eher solider

Frau! Das gerade Gegenteil sogar war er! Einem Trauersloß nannten wir ihn stets!“

Sprachlos sah die junge Frau ihn an, sie begann das Spiel zu durchschauen, mit dem ihr Mann damals sich hier eingeschürt

hatte, aber sie war doch flug genug, sich mit seinem Wort zu verraten. Als der Freund wieder abgereist war, stellte sie ihren Mann zur Rede, was an der ganzen Sache nun eigentlich wahr sei.

Und da antwortete der gute Friß mit einem etwas verlegenen Lächeln: „Ja, liebes Kind, es ist wahr, ich habe euch allen hier damals eine kleine Komödie vorgespielt, aber nicht ich hatte sie beabsichtigt, sondern sie wurde mir hier geradezu aufgezwungen; irgendein Spatzvogel muß jene erste Nachricht über mein Vorleben hier verbreitet haben, und als ich ankam und sah, mit welchem Interesse man darauf wartete meine Abenteuer kennen zu lernen, da gab es für mich kein Zurück mehr, wenn ich nicht meine Stellung preisgeben wollte, da fabelte ich eben tapfer drauf los, bis ich alle Welt von meiner Abenteuererei überzeugt hatte. Man wollte es ja so haben.“

Schweigend sah die junge Frau vor sich nieder.

Friß aber sprach schnell weiter: „Und nun, mein Schatz, lassen wir das Geschehene vergessen sein und freuen uns, daß wir beide uns so gefunden haben und dadurch glücklich geworden sind!“ Damit umschloß und küßte er sie.

Die junge Frau mußte sich natürlich darein finden, aber auch sie hatte das Geheimnis ihres Gatten treu bewahrt, weil sie einfaßt, daß er recht hatte: Die Welt wollte eben getäuscht sein.

Eines aber hat sich von nun an doch geändert in dem Hausesen des Dottors — jetzt ließ sich die fluge, energische Frau nicht mehr imponieren durch die sogenannten Erfahrungen ihres Mannes, jetzt sey sie, wenn es darauf ankam, ihren Willen durch, was der gute Friß wohl oder übel auch geschehen lassen müßte.

Die Nachbarn aber, die diese Änderung gar bald merkten, sagten dazu nur: „Da kann man doch wieder sehen, wie selbst der tollste Mann zähm wird, sobald er geheiratet hat.“

### Der Bäuerin Porträt.

Nach dem Norwegischen von Hans Günther.

(Nachdruck verboten.)

**F**ranz Ebing flog auf seinem Zweirad über die sonnige Landstraße. Dort hinten schimmerten ein paar helle Häuser, die wohl schon zu dem Bauerngut gehörten, dem er zusteuerte. Er lachte verstohlen in sich hinein, als er des Briefes gedachte, der ihn hierher berief:

Lieber Herr Malermeister!

Kommen Sie morgen vormittag auf meinen Hof in Briesen, Sie sollen meine Frau malen, und wenn es auch dreihundert Mark kostet.

Ihr ergebenster K. Lang.

Noch nie hatte der bekannte junge Maler Ebing einen so naiven Auftrag bekommen. Er war auch im Begriff gewesen, den plumpen Antrag, der ihm überdies wenig verlockend erschien, sofort abzulehnen, doch da fiel ihm ein, daß er schon gar zu lange Ferien gemacht hatte und daß seine Vorse einer kleinen Aufbesserung dringend bedurfte, und er entschloß sich, „mal unter die Bauern zu gehen“, wie er zu seinem Freunde spöttisch sagte.

Er hatte recht gehabt, jene Häuser gehörten zu Langs Bauerngut. Das erste und gleichzeitig größte war wohl das Wohnhaus des Besitzers. Ein gelbes Gebäude mit flachen grünen Fensterrändern; die Scheunen dahinter kupferrot; ein weißes Staket um einen wilden, alten Garten mit großen, bunten Blumen. Wie jammerwoll häßlich ist das alles, dachte Ebing, was für ein Bild werde ich malen müssen, um diesem Geschmad gerecht zu werden?

Am Eingang zur Scheune stand ein alter Mann mit grauem Kopf und Bart und sprach mit einem Knecht. Ebing sprang von seinem Rad und fragte ihn, wo Herr Lang wohne.

„Hier“, antwortete der Alte und sah den jungen Mann scharf an. „Was wünschen Sie von ihm? Er steht vor Ihnen.“

Als Ebing seinen Namen nannte, läßte sich das ernste, durchsichtige Gesicht des Bauern auf.

„Hat meine Frau doch gleich gesagt, daß Sie kommen werden, aber ich hab's nicht geglaubt. Es ist immer verkehrt, wenn ich ihr nicht glaube. Kommen Sie nur mit mir.“ Und ein kräftiger Handschlag folgte.

Auf dem Wege zum Hause erzählte er dem jungen Maler, daß er sich schon lange ein gutes Bild von seiner Frau gewünscht habe, und nun habe er in einer illustrierten Zeitschrift, aus der er abends seiner Frau vorzulesen pflege, ein Bild von Herrn Ebing gesehen. „Kühe auf der Weide“, das habe ihm so gut gefallen, daß er gleich gesagt habe, der und sein anderer dürfe seine Frau malen, das ist der Rechte! Das Geld habe er auch schon parat gelegt. Dann führte er den Gast in ein großes Zimmer und ließ ihn allein, um seine Frau zu holen.

Ebing sah sich in der „guten Stube“ um, deren Tapeten, Möbel und Dekor die ganze Farbensfala enthielten; er kannte sich eines spöttischen Lächelns nicht entziehen.

Da hörte er langsame Schritte, und die Bäuerin trat ein, eine

große Frau mit grauem Haar, hager und runzlig. Sie hatte sich geputzt, um dem Maler zu sitzen, hatte ihr seides Kleid angezogen und eine schwarze Perlenkette um den mageren Hals gelegt. Aber Ebings Spott verstummte — diese Frau war blind. Und ein tiefes Mitteid erschützte ihn. Mit geschlossenen Augen kam sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Mit der andern stützte sie sich auf einen Stuhl. Sie sprach leise und einförmig.

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind, Herr Ebing.“

Welche große Trautigkeit lann in dem Antlitz einer Bäuerin liegen, dachte der junge Maler, und setzte ihr ehrfurchtsvoll einen Stuhl zurecht.

„Ich soll Sie also malen, Frau Lang?“ fragte er.

Sie errötete leicht. „Ist das nicht lächerlich?“ entschuldigte sie sich. „Aber mein Mann will es durchaus. Er gibt nicht nach, schon seitdem ich photographiert bin; es war ein großes Bild, und sie sagen alle, daß es sehr gut ist, aber er ist nicht zufrieden damit. Ein richtiger Künstler soll dich malen, Mutter“, sagt er. Und wenn Sie Augen auf das Bild malen würden, dann wäre er Ihnen noch dankbarer und würde Ihnen extra dafür bezahlen. Vielleicht könnten Sie die Photographie meines Sohnes dort drüber benutzen; der hatte meine Augen. Wäre das sehr schwer?“

„Durchaus nicht“, antwortete Ebing mit bewegter Stimme; er schämte sich seiner selbst und der Gedanken, mit denen er hierher gekommen war.

„Ich verstehe so gut,“ fuhr die alte Frau fort, „daß es einem jungen Mann komisch vorkommen muß, eine blinde, alte Frau zu malen; aber für meinen Mann ist es nicht komisch. Er wünscht es sich so sehr. Er ist der beste Mann, den es auf der Welt gibt, er denkt immer nur an mich. Obgleich ich gar nicht spielen kann, hat er mir das Klavier hier gelauft, nur weil ich so gerne spielen höre, und der Küster oder des Pastors Tochter mir manchmal etwas vorspielen können. Und wenn solch ein junger Mann wie Sie es auch nicht versteht, wird es doch ein Trost für ihn sein, ein Bild von mir zu haben. Ich dachte mir gleich, daß Sie es komisch finden werden, und darum bin ich rasch vor ihm hergekommen, damit Sie nicht etwas zu ihm sagen, was ihn kränken könnte — daß es lächerlich ist oder so etwas. Er hält so viel von Ihnen und ist so froh, Sie hier zu haben, daß ich traurig wäre, wenn es eine Enttäuschung für ihn werden sollte.“

„Aber es ist ja die natürlichste Sache von der Welt, daß er gern ein Bild von Ihnen besitzen möchte“, warf Ebing ein.

„Ja, doch junge Menschen sehen das vielleicht nicht ein“, antwortete sie. „Die glauben immer, sie wissen alles, aber sie wissen doch nicht, wie es ist, wenn Menschen zusammen gelitten haben. Ich wußte auch erst, was mein Mann mir war, als ich mein einziges Kind verlor. Wenn ich dann in der Nacht aufwachte und vergeblich das kleine Bett neben mir suchte, dann war er es, der mich tröstete. Sehen Sie Erics Bild dort unter dem Blumenkreuz?“

„Ein hübscher Knabe“, sagte Ebing.

„Ja. Er ist entrückt. Er hat mit anderen am Fluß unten gespielt, und einer fiel ins Wasser, da sprang mein Junge nach, aber sie extranen beide. Er war ein gutes Kind und immer der Erste in der Klasse. Das haben Vater und ich alles zusammen durchgemacht. Dann wurde ich blind, und nun war es, als wolle er mir meinen Jungen und meine Augen ersuchen und alles für mich sein. Und das ist er auch geworden. Sehen Sie, ich bin alt und häßlich und blind und verkrümmt, aber das sieht er alles nicht. Verstehen Sie das nun?“

„Ja, ich verstehe“, sagte Ebing leise. „Und ich danke Ihnen, daß Sie so offen mit mir gesprochen haben, denn nun werde ich ein gutes Bild von Ihnen malen können. Und nun möchte ich gern zwei Bilder von Ihnen machen, ein Brustbild und eines im Gartenstuhl draußen.“

„Ja, aber“, sagte sie verlegen, „das wird zu tener werden, und wozu auch.“

„Ich möchte es so gern, es soll Sie nichts kosten. Dreihundert Mark sind genug — ich wünschte, ich könnte es umsonst machen.“

„Dreihundert Mark! Ist es möglich? Für ein Bild von mir!“ Sie errötete plötzlich wie ein junges Mädchen. In diesem Augenblick kam ihr Mann herein.

„Vater,“ rief sie, „willst du wirklich dreihundert Mark für ein Bild von mir ausgeben?“

„Ja, siehst du, Mutter, es gibt keine größeren Narren als die alten Narren“, sagte er munter.

Und als die alte Frau das blassende Antlitz der Stimme ihres Mannes zuwandte und dieser sie anjäh, senkte Ebing den Kopf.

Den ganzen Tag saß der junge Maler bei seinen Stizzen, und da er abends zurückfuhr, wußte er, daß er seine beste Arbeit geschaffen hatte. Doch er dachte nicht an seine Arbeit und nicht an sich selbst, sondern er suchte zu begreifen, daß auch ohne geistige

und materielle Verfeinerung eine gewisse Schönheit möglich sei, daß dieser schlichte Mann und diese schlichte Frau in ihrer erprobten Liebe die besten Gaben des Lebens erhalten hatten.

### Journalistenkniffe.

**H**eutzutage, wo die Zeitungen einander so scharfe Konkurrenz machen und sich in der Sucht, sensationelle Vorommunisten in möglichster Schnelle und padender Darstellung ihrem Leserkreis zu schildern, zu überbieten suchen, müssen die Vertreter der „Siebenten Großmacht“ sehr raffiniert zu Werke gehen, wenn sie sich für ihre Zeitung eine interessante Neuigkeit sichern wollen.

Man erzählt, daß, als man sich einst bei dem verstorbenen König von England über die Dreistigkeit gewisser Journalisten beschwert hatte, Seine Majestät lachend geantwortet habe: „Läßt die Herren nur gewähren. Schießt man ihnen die Tür, so kommen sie durch den Schotterstein herein.“

Tatächlich ist es, daß der Reporter seinen Schärfssinn oft aufs äußerste anstrengen muß, nicht allein, um die Nachricht, an deren Erlangung ihm so viel liegt, zu erhalten, sondern auch, um sie an Ort und Stelle zu befördern.

Während des letzten Burenkrieges wurden alle möglichen Schläge und Kniffe angewandt, um die Wachsamkeit der Preszensur zu täuschen. Gegen Ende des Feldzuges wetteiferten die Zeitungen miteinander, als erste die willkommene Nachricht des Friedensschlusses zu bringen, denn im Volle wollte man den Frieden, und ständig erwartete man mit Sehnsucht die Nachricht von der Beendigung des Krieges.

Der sehr geschickte Kriegskorrespondent Mr. Edgar Wallace hatte die Ehre, als erster seiner Zeitung die willkommene Nachricht melden zu dürfen. Er mußte dabei viel List entfalten, um die aufmerksame Zensur zu täuschen. Sein Kabelgramm hatte die Form einer unschuldigen, geschäftlichen Nachricht. Als er an dem Friedensschluß nicht mehr zweifeln konnte, telegraphierte er seiner Zeitung: „Habe für Sie 1000 Randaltien gelauft.“ Waren die Verhandlungen gescheitert, so hätte er sich folgendermaßen ausgedrückt: „Habe für Sie 1000 Randaltien verlauft.“

Zu ähnlichen Kniffen hatte er seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Nachricht zu erhalten. Das war keine so leichte Sache. Die Friedensunterhandlungen wurden in einiger Entfernung von Johannesburg geführt, und allen Zeitungskorrespondenten war es streng verboten, sich an jenem Orte blicken zu lassen. Und doch, möchte es kosten, was es wolle, man mußte sich unter allen Umständen in den Bezirk der wertvollen Kunde setzen.

Der schlaue Mr. Wallace versiel auf den Gedanken, sich durch einen auf Posten befindlichen Soldaten seine Informationen zu beschaffen. War es unbedingt sicher, daß die Verhandlungen zum Frieden führen würden, so sollte ihm der Soldat mit einem weißen Taschentuch winken; würden die Verhandlungen vertagt, so sollte der Posten ein blaues Taschentuch benutzen, und drohte ein Abbruch der Verhandlungen, so war das Zeichen mit einem roten Taschentuch zu geben.

Auf diese Art kam die Nachricht von dem abgeschlossenen Kriege ohne geringstes Verzögern nach England. — — —

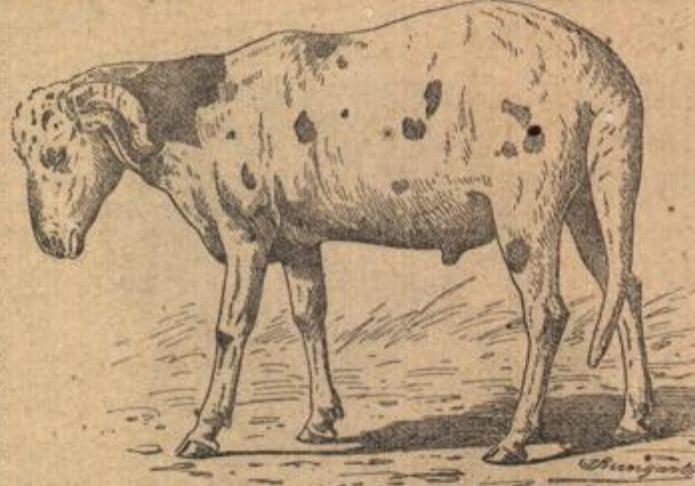
Mr. Bennett Burleigh, der als Kriegskorrespondent für den „Daily Telegraph“ tätig war, labelte an dem Tage des Friedensschlusses nur das eine Wort an seine Zeitung: „Pfingstgrüße“. In der Redaktion verursachte dieses rätselhafte Telegramm viel Kopfszerbrechen, bis einer der Redakteure darauf versiel, das Evangelium für Pfingsten nachzuschlagen. Dort heißt es: „Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch.“ Damit war der Inhalt des Telegramms erklärt. Sein nächstes Kabelgramm ließ an der Richtigkeit dieser Auslegung keinen Zweifel, denn es lautete: „Komme zurück!“

Als vor etwa zwölf Jahren die Burengenerale London besuchten, waren alle höheren Zeitungen bemüht, sie zu „interviewen“. Die Herren hatten aber ebenso höflich als kategorisch erklärt, daß sie nicht „interviwt“ zu werden wünschten. Ein findiger Reporter, der in Erfahrung gebracht hatte, daß einer der Generale einen renommierten Schneider im Westend von London besuchen wollte, um sich dort einen Anzug zu bestellen, begab sich sofort in das betreffende Atelier, und es gelang ihm

auch, von dem Inhaber die Erlaubnis zu erwirken, dem hervorragenden Kunden Platz nehmen zu dürfen. Die Folge war, daß seine Zeitung einen ausführlichen Bericht bringen konnte.

Eine hübsche Geschichte wird auch von einem französischen Journalisten erzählt, der für seine Zeitung Emile Zola interviewen wollte. Es war gerade die Zeit, als die Affäre Dreyfus in aller Munde war, und der Verfasser des „Germinal“ hatte es auf das entschiedenste abgelehnt, sich auszuhören zu lassen. Der Journalist war aber schlauer als Zola, der ohne Bedenken in die Falle ging, die dieser ihm stellte. Mit einer bewundernswerten Dreistigkeit bewog der Reporter Zolas Dienstmädchen, sie möchte doch ihrem Herrn melden, daß sein Freund François Coppée in den letzten Tagen liege. Auf diese Nachricht kam rasch Zola an die Tür, um Näheres zu erfahren. Jetzt bat der Journalist um Entschuldigung, und nachdem sich Zolas Zorn befriedigt hatte, mußte er selbst über diese List lachen und belohnte den findigen Zeitungsschreiber durch Mitteilung der Nachrichten, die dieser so gern haben wollte.

J. Cassier.



Herero-Elefant. Von J. Bungard. (Mit Text.)

sein Diamant, größer als ein Hühnerei, den angeblich der Kaiser von China bei ihm verlegt habe, den er aber keinerlei nie zeigte und der sich nach seinem Tode nicht vorfand, und wahrscheinlich ein Topas war. Am berühmtesten war seine Automatensammlung mit dem Baucanionschen „Flötenspieler“, der fressenden Ente“ u. a. Zu erwähnen sind auch seine eigens von Lieberkühn injizierten anatomischen Präparate, physikalische Instrumente von Otto von Guericke, und viele andere Seltenheiten; die mathematischen, physikalischen und astronomischen Instrumente vermachte er testamentarisch der Universität Helmstedt. Besonders sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Wertvürdige.

Zu Helmstedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches wertvolle Stück bereichert hatte. Einst kam Bern zu Beireis und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglattet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen Mar und ur, sowie die Umriss eines Kopfes. Professor Beireis holte die Münze hervor, die er bereits aus der Marc-Aurel-Zeit bezahlt, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Beireis sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen. Bern solle am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam dann auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Beireis den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein wertvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr als er erhofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen ausgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernst brachte Beireis ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herauseilten. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt“.

Der Kunsthändler beschaut das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Gemälde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich „Harembrand“. Man hat das „ha“ ausgeradiert, ein „t“ hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht.“

„Und mit Ihrer Münze“, erwiderte Beireis lächelnd, „sind Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das „Mar“, von Hamburg das „ur“ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstsammler den andern zu überlisten versucht.

Mag Glad.

### Gemälde und Münzen.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmstedter Professor Jakob Beireis hatte bei seinen adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, so z. B. eine Scharlachfarbe, die von ihm sorgfältig gehemtgehalten wurden und ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benützte er dazu, allerhand mehr oder minder wertvolle Sammlungen von Natur- und Kunstsäcken, sowie eine wertvolle Bibliothek anzulegen. Bekannt war

